Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **15 (1919)**

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-595052

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr.

Wie im vorigen Bericht dürfen wir heute sagen, daß es zurzeit keinen deutsch-französischen Sprachenkrieg in unserm Lande gibt; wir vermissen ihn nicht. Die Welschen haben in der Eidgenossenschaft mehr als einen politischen Erfolg gehabt, das mag beruhigend auf sie wirken. Ein eigentlicher Sprachenkrieg ist es auch nicht, den die tessinische Presse unaufhörlich führt, sondern ein Einflußkrieg. Immerfort, Woche um Woche, wird geklagt, daß man nicht genug Einfluß habe, daß Bern, Luzern (Bahndirektion), Chur nicht genug Rücksicht zeigen usw.

Seit einigen Jahren gibt es eine Vereinigung von Schweizern aller Art, die sich den lateinischen Namen Pro Ticino (Fürs Tessin) gegeben hat. Wir entnehmen der „Züricher Post", Abendblatt vom 24. Heumonat 1919, daß sie 17 Gruppen und 2500 Mitglieder zähle und ihre diesjährige Hauptversammlung in Neuenburg gehalten habe. Bundesrat Motta war dabei und hielt eine Tischrede. Der Verein nahm eine Entschließung an, die „auf eine größere Verständigung der drei Rassen und auf eine starke politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft gegenüber dem Auslande abzielt." (Es würde in der ganzen Schweiz beruhigend wirken, wenn man bei solchen Gelegenheiten rund heraus sagte, welches „Ausland" man meint.) Dann finden wir unter den „gerechten Forderungen des Tessins" in der Entschließung neben vielem andern den „Unterricht in der italienischen Sprache an allen Mittel- und Oberschulen in den andern Kantonen". Wir untersuchen hier nicht die Frage, ob es für uns möglich, zweckmäßig, lohnend sei, italienisch zu lernen, ob unsre Lehrpläne dafür Raum, unsre Jugend danach ein Bedürfnis, unsre Erziehungsgrundsätze dabei eine Förderung haben würden. Selbstverständlich läßt sich über all das reden. Merkwürdig und neu in unserm Lande ist aber, daß die Angehörigen eines Kantons an das Schulwesen anderer Kantone eine „Forderung" richten. Wie? wenn die vereinigten Berner Vereine der Schweiz die Forderung aufstellten: in Genf muß in den Schulen mehr deutsch getrieben werden?

Im übrigen wissen wir wohl zu schätzen, daß die Gesellschaft Pro Ticino den Kampf gegen die nationalitalienische Verhetzung aufgenommen hat und in gut schweizerischem Sinn zu wirken wünscht. Auch unterlassen wir nicht, es wieder einmal auszusprechen, daß wir gegen eine Gleichstellung der italienischen Sprache nicht das Geringste einzuwenden haben. Wo irgendwie und aus irgend einem Grunde der italienische Schweizer sich benachteiligt glauben kann, da schaffe man Abhilfe. Wir sagen das gerade als Leute vom deutschen Sprachverein, die von der Liebe zur Muttersprache erfüllt sind. Nur das allerdings macht uns besorgt, daß man von italienischer Seite so herrisch und hochfahrend fordert, was wir alle gern zu gewähren bereit sind, daß anscheinend ein Geist der Unzufriedenheit geradezu gezüchtet wird, daß man gar kein Verständnis dafür hat, wie groß das Entgegenkommen ist, wenn einer Minderheit von sechs Hundertsteln der Bevölkerung dieselben Rechte eingeräumt werden wie der erdrückenden Mehrheit im Lande.

Wir erwähnten letztes Jahr die Genfer Umtaufbewegung. Leider hat nun in der Tat die Behörde den aus dem Mittelalter stammenden und mit der Stadtgeschichte Genfs eng verwachsenen Straßennamen Rue des Allemands, der auf die ersten Bünde Genfs mit den Eidgenossen zurückgeht, abgeändert und damit beurkundet, daß der Haß des Wortes deutsch in Genf eine amtlich anerkannte Macht ist. Wir freuen uns, daß in keiner Stadt der deutschen Schweiz etwas Derartiges auch nur denkbar ist.

Im Gegenteil, die deutsche Schweiz empfängt mehr als je alles Fremde mit offenen Armen. Wer in Zürich zu Beginn des Winters ein Theaterabonnement kauft, dem kann es begegnen, daß auf einmal mitten in der Spielzeit eine Vorstellung in fremder Sprache eingeschaltet wird; die Leitung des Theaters fragt nicht danach, ob ihre Zuschauer französische Vorstellungen verstehen können, macht auch nicht bei der Vorausbezahlung darauf aufmerksam, daß gelegentlich einmal in fremder Sprache gespielt werden könnte. Man halte sich nur immer wieder die Möglichkeit des umgekehrten Falles in Genf vor.

Aber es gibt nun einmal bei uns Leute, die sich gern für etwas anderes ausgeben, als sie sind. Las man doch im Zürcher „Volksrecht" (vom 25. Herbstmonat 1919):

Der Herr aus Paris. Ein Wagen der Linie 10 fährt auf die Haltestelle Bahnhofstraße, Richtung Bellevue. Ein Herr mittleren Alters schreitet auf den Wagen zu und fragt in französischer Sprache den Wagenführer: „Wohin fährt

dieser Wagen?". Der Wagenführer, der die Anfrage verstanden hat, fragt deutsch: „Wohin wollen Sie?". Der Herr erwidert französisch: „Zum Bellevue". Der Wagenführer antwortet: „Ja!" Man hat sich gegenseitig verstanden. Der Herr steigt ein, bleibt auf dem vordern Perron stehen, und der Wagen setzt sich in Bewegung. Dazu muß noch bemerkt werden, daß der Herr sich wie ein Fremder, wie einer, der direkt von Paris hergereist ist, wie un vrai Parisien de Paris benimmt. An der Haltestelle Rennweg angelangt, steigt ein Passagier ein. Der Zufall will es, daß die beiden einander kennen. „Grüezi, Herr Förster, wie gaht's?" eröffnete der Eingestiegene das Gespräch mit dem Pariser. Dieser nimmt den Gruß ab, und zu meinem Erstaunen höre ich, daß der Pariser perfekt züridütsch spricht. Ich mache eine Drehung und gebe dem am Bahnhof Eingestiegenen einen lächelnden Blick, worauf ihm die Röte ins Gesicht steigt. Er kann eine Weile kaum mehr sprechen. Er ist arg in Verlegenheit. Die beiden unterhalten sich mit einem geschäftlichen Gespräch, aus welchem hervorgeht, daß der Pariserzürcher schon acht Jahre hier wohnt. Aber nichtsdestoweniger weiß der spleenige Herr Förster in Zürich noch nicht, wie die Wagen der Linie 10 verkehren und ob man in Zürich deutsch oder welsch spricht.

Aus dem Vorfall, wenn er genau erzählt ist, geht erfreulicherweise hervor erstens, daß man in dem hochinternationalen Zürich in der Zeitung verspottet wird, wenn man welsch tut, und zweitens, daß wer dabei ertappt wird, sich solcher Narrheit schämt. Aber freilich: auch das geht daraus hervor, daß zurzeit allerhand unerfreuliche Dinge in der Luft zu liegen scheinen. Sonderbarer als der unbefugte Gebrauch einer zweiten Landessprache ist die überall auftauchende englische Krankheit. Englisch ist bei uns keine Landessprache und hat kein verbrieftes Recht; dazu kommt, daß jetzt weniger Angelsachsen als je im Lande sind. Ich habe seit der großen Flucht im Sommer 1914 keine vier mal englisch sprechen hören, was doch sonst in der Fremdenzeit in Zürich etwas ganz alltägliches war. Und diese Zeit benutzen nun Schweizer Kaufleute, um allerhand englisches Zeug an ihre Schaufenster zu malen. Da nennt ein Aargauer in Zürich sein schon lang bestehendes Geschäft auf einmal The American Shoe Store, — während Presse und Behörden täglich von Maßnahmen gegen die wirtschaftliche Ueberfremdung sprechen. Offenbar: unter Fremden versteht man die im Weltkriege Besiegten; die Sieger sind als Nebenbuhler mit ihrer Ware so wenig unwillkommen, daß es sich sogar lohnt, als Aargauer sich in einen solchen Sieger zu verkleiden. Noch erstaunlicher, ein Schneider Namens Schmitt — zwei t, also sicher aus dem Reich! — versendet in Zürich an Zürcher Familien Anzeigen ganz in englischer Sprache und in London gedruckt.

Immerhin darf man aus solchen Dingen nicht schließen, daß unser Volk schon krank wäre. Die „Neue Zürcher Zeitung" fand (Nr. 707 vom 13. Mai) kräftige Worte, als ein in Straßburg wohnender Zürcher, dem es dort unter der deutschen Herrschaft außerordentlich wohl ergangen war, in Basel plötzlich mit einem französischen Vortrag über das Elsaß und die Schweiz anrückte. Und wie die Weltlage von unserm Volk verstanden wird, berichtet uns ein Freund anschaulich aus dem Kanton Bern. Da war eine Volksversammlung dran, Vorschläge für die Nationalratswahlen zu machen. Einer der Vorgeschlagenen wurde dabei gefragt, was er von dem Beitritt der Schweiz zum sogenannten Völkerbund denke. Da sprach er von den Bedrängnissen, denen zurzeit die deutschen Südtiroler Bauern als Untertanen Italiens ausgesetzt seien, und in der Meinung, der geplante Völkerbund werde solche Härten bestätigen, schloß er: „Wär von euch Pure wott, daß es witer so gangi, dä söll für e Völkerbund itträte. Weit ihr das, dihr Bärner Pure?" Allgemeine Antwort: „Nei, nei!" Und dieser Bewerber wurde für die Wahlen aufgestellt! So denkt unser Volk über die Anpassung an die Weltlage, das Volk, das nur leider so selten dazu kommt, seine Meinung laut zu sagen.

Wir haben im vorigen schon angedeutet, daß Deutsch und Welsch jetzt eine Frage ist, bei deren Beantwortung man über unsre Landesgrenzen hinaus zu blicken hat. Nicht nur das Deutsche Reich, die staatliche Großmacht, ist zusammengebrochen; Handel und Verkehr mit Deutschland, einst so ungemein rege und blühend, sind zurückgetreten, fast vernichtet, und die deutsche Sprache wird deshalb künftig weniger bedeuten als bisher. Vor allem aber: der deutsche Name ist geschändet, entehrt, gehaßt, verabscheut, und unsre Sprache wird es zu entgelten haben. Wir sind geschlagen, geschlagen, geschlagen in aller Welt. Unser liebes Deutsch hat keine Aussicht mehr auf Weltgeltung. Die Rue des Allemands hat keine Stätte mehr, und der Militärstiefel des Siegers, der American shoe, tritt alles nieder.

Doch sehen wir über das Nächste, die eigene Lage, die Lage der Muttersprache hinaus. Da zeigt uns die heutige Welt zweierlei. Erstens: Europa geht einer Zeit der heftigsten Sprachenkämpfe entgegen. Zwar haben oberflächliche Beobachter gemeint, der neue Zustand Europas habe wenigstens das Gute, daß die früher um ihr Sprachrecht kämpfenden Völker und Volkssplitter nunmehr be-

friedigt seien. In Wirklichkeit ist die Lage aber viel schlimmer als vorher. Erstens haben es die Siedelungsverhältnisse Osteuropas ja nicht erlaubt, die neuen Staaten nach Sprachen abzugrenzen, und selbst wo man es gekonnt hätte, wollte man es nicht. So sind nun an Stelle der vier oder fünf großen Staaten, in denen es Sprachenfragen gab, ein Dutzend andrer getreten. Bisher ganz oder beinahe einsprachige Nationalstaaten wie Serbien, Dänemark, Italien und Rumänien haben unzufriedene Minderheiten zugeteilt erhalten; Böhmen, Polen, Litauen sind neue Staaten mit starken Minderheiten. An Stelle der Italia irredenta sind die Germania irredenta und die Croazia irredenta, bereits auch eine Alsazia irredenta getreten, das aufgeteilte Polen hat dem aufgeteilten Deutschland Platz gemacht. Schlimmer aber ist, daß die Sprachenkämpfe eine Sache der europäischen Politik, der auswärtigen Fragen geworden sind. Nicht mehr im Wiener Reichsrat und auf dem Paukboden der Hochschüler werden sie ausgefochten, sondern in Drohnoten zwischen Paris, Warschau, Berlin, Rom und Belgrad, hinter denen Kriegsheere und Kriegsgerichte, Haft- und Ausweisungsbefehle, Aus- und Einfuhrverbote lauern. Jetzt erst werden die Sprachenfragen gefährlich, blutig, drohend.

Den deutschen Sprachboden, an dem schon bisher mehrere Staaten Mitteleuropas Teil hatten, teilt man auf unter ein Dutzend Nachbarländer. Tschechen und Belgier, Dänen und Franzosen, Litauer und Polen, Rumänen und Italiener, Serben und Letten bekommen jeder ein paar Hunderttausend oder ein paar Millionen Deutscher zum Quälen, Entrechten, Unterdrücken ausgeliefert. Unabsehbares Unheil wird daraus entstehen.

Gewiß, man h ä t t e die Gelegenheit der Neuordnung zu einem billigen Ausgleich, zur Beseitigung gefährlicher Brandherde benutzen können. Aber es fehlte der Welt in diesem bedeutsamen Augenblick an einem alles überblickenden Geist, der mit Sachkenntnis und Klarheit, aus den Erfahrungen der Vergangenheit die unumstößlichen Schlüsse ziehend, zu den Völkern ein Wort der Vernunft gesprochen und zugleich die Macht und das Ansehen gehabt hätte, seine Lösung der Aufgabe durchzusetzen. Den Anspruch, dieser überlegene Geist zu sein, hat bekanntlich einer erhoben. Aber er kam nach Europa herüber mit zwei Gebrechen behaftet: er wußte und verstand von den europäischen Verhältnissen nichts und war hilflos den gehässigen Einflüsterungen unlauterer Parteiführer ausgeliefert, und er hatte selber seine Hand in die Kriegsmaschine gesteckt, sich in Bündnisse

mit rachsüchtigen Gewaltmenschen eingelassen und dadurch seine sittliche Freiheit verloren.

Die andre Tatsache, vor der wir stehen, ist die anbrechende Weltherrschaft der englischen Sprache. Hatte auch längst das Französische aufgehört, die alleinige Weltsprache zu sein, so galt es doch noch immer als die Sprache der Unterhändler und der Staatsverträge. Heute ist diese Stellung des Französischen ernstlich gefährdet. Nicht nur, daß bei den heute außer Kraft gesetzten Friedensverträgen, die Deutschland im Jahr 1918 im Osten abschloß, die Staatssprachen aller Beteiligten zugelassen waren, man verfuhr ähnlich auch im Westen. Das siegreiche Preußen führte 1871 die Unterhandlungen in Versailles und Frankfurt französisch, Graf Brockdorff erschien im Jahr 1919 in Versailles als Vertreter eines zertretenen und entehrten Deutschlands mit einer deutschen Rede, eine erfreuliche Kundgebung für das gleiche Recht der deutschen Sprache; Frankreich hat solches nicht mehr erlebt, seitdem die Gesandten löblicher Eidgenossenschaft im achtzehnten Jahrhundert ihre Bündnisse und Soldverträge in der Pariser Liebfrauenkirche vor dem Könige deutsch beschworen.

Nach Versailles kam man mit einer Schar von Dolmetschern und Uebersetzern aller Art. Die neuen Volksregierungen der Mittelmächte schickten zum Teil Leute hin, die nie französisch gelernt hatten. Vor allem aber: die Angelsachsen konnten nicht französisch und brauchten für den Verkehr mit ihren Verbündeten einen Dolmetscher. Wie oft hat die französische Presse uns früher versichert: jeder Gebildete kann französisch, französisch ist die Sprache des geistigen Adels der ganzen Welt, der Auslese in allen Völkern (la langue de la civilisation internationale, de l'aristocratie intellectuelle, de l'élite des peuples). Und nun kommt der von denselben Franzosen als Heiland der Welt, Schiedsrichter unter den Völkern, Retter der Gesittung in den höchsten Tönen gepriesene Herr Wilson nach Paris ohne jegliche Kenntnis des Französischen, ein Mann also, der also weder zu den Gebildeten, noch zum geistigen Adel, noch zur Auslese der Völker gerechnet werden darf, und man brauchte für ihn einen Dolmetscher wie für einen gewöhnlichen Indianerhäuptling!

Doch es kam noch einmal anders. Als im Rate der Weltverteiler Herr Orlando durch Herrn Tittoni ersetzt wurde, brauchte man keinen Dolmetscher mehr, weil jetzt alle vier Herren der Welt englisch verstanden. Man ging zum Englischen über. Der Geschicht-

schreiber Aulard stellt darüber im „Pays“ wehmütige Betrachtungen an, die sich der halbamtliche „Temps“ (7. Heumonat 1919) zu eigen macht; die berühmte französische Akademie muß in einer Eingabe die Regierung zum Aufsehen mahnen: die altehrwürdige Einzigkeit der französischen Weltsprache ist in Gefahr. Professor Aulard hat ein schweres Herz, sagt er, und ihm tut es weh, daß die Angelsachsen sich durch ihre geistige Abschließung schaden, er hätte es so gern gesehen, wenn sie an den Wohltaten der französischen Kultur mehr Anteil hätten. Auch bedeutet das Ueberwiegen des Englischen einen Sieg der Uebermacht, also der Gewalt, und doch ist der Viererrat gerade dazu eingesetzt worden, um der Herrschaft der Gewalt ein Ende zu machen, — sagt der „Temps“.

So sind die Franzosen denn auch besorgt um die Amtssprache des künftigen Völkerbundes, und die französische Völkerbundgesellschaft hat sich bereits darum bemüht, dem Französischen diese Stellung zu sichern (siehe „Courrier de Genève“ vom 12. April 1919).

Der Wettstreit zwischen Englisch und Französisch ist für uns deutsche Schweizer nicht ohne Belang. Sein Ausgang kann auf jeden Fall für uns Folgen haben. Hält und befestigt das Frarzösische seinen Rang, dann ist das eine bedeutende Rückenstärkung für das ohnehin zurzeit politisch vorherrschende Welschtum. Unsre Sprachgenossen werden sich noch mehr als bisher Mühe geben französisch zu lernen, weil es nicht bloß eine Landessprache, sondern die erste der Weltsprachen sein wird, und unsre Welschen werden noch weniger als bisher Neigung haben, deutsch zu lernen, die Sprache des gehaßten und geächteten Nachbarvolkes. Und doch müssen wir fast diesen Ausgang des Streites wünschen. Der in Aussicht stehende Sieg des Englischen enthebt uns nicht der Notwendigkeit, Französisch zu lernen (und viele brauchen auch noch das Italienische), nötigt uns aber auch die Erlernung des Englischen noch auf. Das wäre für uns, die wir schon mit der doppelten Gestalt des Deutschen, Mundart und Schriftsprache, zu schaffen haben, eine kaum zu tragende Last. Ein zu großer Teil unsrer Kräfte und unsrer Zeit müßte dem Sprachenlernen gewidmet werdeu. Unsre Bildung würde zu einseitig. Die jetzt schon beinahe aufgegebenen klassischen Studien müßten ganz wegfallen, die Muttersprache sich mit kümmerlichen Brosamen begnügen, die Gemütsbildung verarmen und der für unser Fortkommen in der Welt so ungemein wichtige Unterricht in Naturwissenschaften wie die eigentlich praktische Betätigung im Leben zu kurz kommen.

Schließlich treten aber doch diese Sorgen zurück hinter der um die Zukunft des deutschen Sprachgebietes. Zwar wird man weder den Tirolern, noch den Böhmen noch den Elsässern ihre Muttersprache rauben können. Die Geschichte lehrt uns, daß die willkürliche Verdrängung einer Sprache keiner Staatsgewalt gelingt. Zwischen Vogesen und Rhein wird man in den Dörfern und Städtchen auch in hundert Jahren noch deutsch sprechen. Aller Druck erzeugt da nur Auflehnung, und schon heute sind die elsässischen Zeitungen voll von aufbegehrerischen Rufen nach Duldung der deutschen Muttersprache, auf die man bis dahin nie viel Wert gelegt hatte, weil sie nicht gefährdet war. Unterdrücken aber kann man die deutsche Bildung, und das wird geschehen, ohne daß eine andre an ihre Stelle tritt. In all diesen unterdrückten Landstrichen wird die Volksbildung gewaltig zurückgehen, das deutsche Geistesleben gewaltig leiden, und den Schaden davon hat die ganze deutsche Kulturwelt, gar nicht zu reden von der unerfreulichen Vergeudung kostbarer Kraft in den aufreizenden Sprachenkämpfen.

In dieser Zeit muß lauter als je der Grundsatz verkündet werden, auf dem unser Sprachverein ruht: Pflege der Muttersprache. Was die Welt jetzt nötig hätte, wäre ein allgemeiner Verein für den Schutz der Volkssprachen gegen die Regierungen, für das Recht jedes Menschen und jedes Volkes auf Ausbildung in seiner Muttersprache und auf Berücksichtigung seiner Muttersprache im Staatsleben, soweit es nur irgend zu machen ist. Wir wissen wohl, es gibt zurzeit noch nicht sehr viele Menschen, die hierfür die nötige sittliche Reife haben, die ohne Vorurteil und ohne Hintergedanken einem solchen Verein beitreten könnten; denn die nationale Selbstüberhebung und der Geist der Herrschsucht ist noch allzu mächtig. Aber wie dem sei: die Welt wird von den Wunden des Weltkrieges nicht genesen und wird an keinen auch nur einigermaßen dauerhaften Frieden denken können, ehe die Völker und Regierungen gelernt haben, das Recht auf die Muttersprache anzuerkennen, wie sie haben lernen müssen, das Recht auf Glauben, Religionsübung und Seelsorge anzuerkennen, nachdem sie durch Jahrhunderte die Gewissen geknechtet hatten. Dieser Kampf für das Sprachrecht ist die allgemein menschliche Seite an den Bestrebungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

Eduard Blocher.